

aus Kenntnis einer Summe von Einzeldaten, kann sehr wohl bis zu den Gleisen vorgedrungen werden, in denen das Schicksal als programmierte Zukunft verläuft. Im Vergleichen der beiden Modelle und in der darin gewonnenen Einsicht in die Notwendigkeit einer Ergänzung der materiellen Programmierung durch immaterielle Information liegt zweifellos die große Bedeutung dieses aufregenden Buches (S. 1—96).

Der Versuch (S. 103ff.), von einer meditativen Einsicht in den Schicksalszusammenhang zu einer sinnvollen und darin überzeugenden Deutung der Praxis des Vorhersagens zu kommen, wie sie an Hand des *I-Ging* mit Hilfe gewisser Manipulationen üblich ist (Schafgarbenorakel, Münzorakel), wäre vielleicht ohne Nachteile besser ausgeklammert worden, da er sich zwangsweise in unbefriedigenden Spekulationen verlieren muß.

Das auf S. 81 abgebildete chinesische Zeichen ist mißverstanden. Es lautet *I* und nicht *I-Ging*. *Ging* (auch als *King* und *Djing* transkribiert) bedeutet „Buch“. *I* (= Wandlung) ist paläographisch das Bild einer flinken Eidechse und nicht im Sinne des Autors zu verstehen (S. 86, 123: Kopf mit Spirale), auch wenn wir es über die Archetypen versuchen sollten. Damit sind auch die von daher abgeleiteten Vergleichsschlüsse hinfällig. Das tibetische Titelbild steht in keinem ersichtlichen Zusammenhang mit den Problemen. Das Buch wird sehr wohl die ihm vom Verf. gestellte Aufgabe erfüllen.

Plohn i. V.

Siegbert Hummel

Singh, Gopal: *Der Mensch, der niemals starb* (Engl.: *The Man, who never died*) Aus dem Englischen von Maria Alberta Lückner. Peter Hammer Verlag/Wuppertal 1972; 95 S., DM 10.—

Diese 1969 erschienene Gedichtsammlung von GOPAL SINGH liegt nun in deutscher Übersetzung vor. Sie ist sowohl ein interessantes persönliches Dokument des Autors als auch ein Zeugnis für die Kraft eines Denkens, das sich nicht aus der abendländischen Tradition speist, diese aber zu behandeln versteht. Schon deshalb erweckt das Werk Aufmerksamkeit. Diese wird weiter angeregt durch die Person des im Jahre 1917 geborenen Autors, der sich religiös, wissenschaftlich und politisch verdient gemacht hat. Als Angehöriger der Sikhs edierte er die heiligen Schriften dieser Religion in Englisch; neben zahlreichen anderen wissenschaftlichen Tätigkeiten widmete er sich den sozialen Problemen seiner Glaubensgemeinschaft, wodurch er engagiert politisch tätig wurde. Schließlich wurde er 1964 Parlamentsmitglied Indiens; dieses Land vertritt er seit 1970 als Botschafter in Bulgarien. — Diese — für „westliche“ Verhältnisse erstaunliche — Verbindung von wissenschaftlich-literarischer Arbeit und öffentlicher Tätigkeit läßt erwarten, daß sich die vorliegende Gedichtsammlung weder rein abstrakt noch allzu unmittelbar darbieten wird. Überdies ist die Sammlung durch ihr religiöses Thema anziehend: der Sikh SINGH schreibt über Jesus von Nazareth. In seiner Sammlung von aufeinanderfolgenden Gedichten wird das Wirken jenes „niemals Gestorbenen“ zu erfassen gesucht, indem in der Folge die Geschichte dieses Jesus exemplarhaft verdichtet wird. Nicht nur die lyrische Sprache Singh's trägt zur Einfühlung in den Umkreis des Meisters aus Nazareth bei, sondern auch seine klare Ausdruckskraft, die die einzelnen Berichte des Testaments auf ihre Weise durchsichtig macht und interpretiert. Höchst bemerkenswert ist diese Interpretationsweise. Mit wenigen Worten, die auch durch die Übersetzung hindurch ihren Klang behalten, gelingt SINGH eine eigen-

tümliche Brechung herkömmlicher Exegese. Daraus ergibt sich die Anziehungskraft seiner Verse:

„Was Menschen Wasser nannten,
verwandelte Er in Wein.
Wer immer es war, der davon trank,
der befreite sich selbst aus seiner Enge,
in den Rausch einer Entdeckung!“ (21).

Hier ist der einzelne aufgerufen zum Nach-Denken auf Entscheidung hin, wie es denn heißt:

„Und alle, die Ohren haben zu hören,
die hörten, denn Er ließ sie nicht schlafen“ (75).

Dieses Nicht-schlafen-lassen muß ingressiv verstanden werden: Er läßt nicht schlafen diejenigen, die Ohren haben — wo auch immer ihre Heimat sei. Dies ist das Anliegen SINGH's, und so wird aus „den Evangelien“ ein Evangelium, denn Er starb „für uns und für alle“. Auch das Auffassen des Kreuzestodes zeigt, wie SINGH gewohnte Sätze deutet:

„Und Jesus schrie: „O Gott,
warum verläßt Du MICH?“ (78).

Indem SINGH nicht beschönigt, bringt er nahe, und im Nahebringen ist die Forderung zu hören:

„Jeder, der geboren ist,
muß wieder-geboren werden,
und jeder, der tot ist, muß
vom Tode auferstehen“ (11).

Die Eindringlichkeit des Werkes wird durch die Graphiken der Tochter SINGH's ergänzt. Auf den Schluß des Nachwortes hingegen (92f.) wäre besser verzichtet worden. Einerseits nämlich steht Eigenlob niemandem — und auch keinem Buch — gut zu Gesicht, andererseits darf auch nicht der Eindruck erweckt werden, als sei die vorliegende Dichtung geeignet, die Stelle christlicher Exegese einzunehmen. Der zweite Einwand wiegt schwerer; läßt man dem Werk aber seinen Bereich und damit sein Recht, so wird es die Erwartungen voll erfüllen und zur Bereicherung auch für den Christen beitragen können.

Freiburg/Br.

Dr. Bernhard Uhde

Stockmeier, Peter: *Glaube und Religion in der frühen Kirche*. Herder/Freiburg-Basel-Wien 1973; 144 S., kart. DM 18.80

Die auf dem Felde neuzeitlicher Religionskritik angesiedelte Antithese von Glaube und Religion wird in der vorliegenden Veröffentlichung des Münchener Altkirchengeschichtlers und Patrologen P. STOCKMEIER auf den Raum der Alten Kirche angewandt. Der Verfasser ist sich dabei der Schwierigkeit seines Unterfangens durchaus bewußt: Eine aus moderner Fragestellung erwachsene Problematik läßt sich nicht ohne weiteres auf längst vergangene Kirchenzeiten anpassen.

Nach Einleitung und Forschungsbericht (9—16) wird in sechs Kapiteln der angesprochene Problemkreis exemplarisch vorgeführt. Ausgangspunkt bildet dabei die knappe Skizzierung der religiösen Umwelt des frühen Christentums. Die Tatsache, daß das Evangelium in einer Welt dichtester Religiosität verkündet wurde, kann nicht genug betont werden (mehrmals die Formulierung: Es gab kein „religiöses Vakuum“). Das war zweifellos ein Vorteil für den Lauf der ur- und